VI. Heft. Preis 30 Kr. ö. W. = 5 Sgr.

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen von Alfred v. Wurzbach.

Arth. Schopenhauer

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen

von

Alfred von Wurzbach.

Erste Serie.

1. Ludw. Uhland.
2. Carl Vogt.
3. Ferd. Lassalle.
4. Alex. Dumas Sohn.
5. Gioach. Rossini.
6. Arth. Schopenhauer.
7. Alex. Herzen.
8. Carl Gutzkow.
9. Wilh. v. Kaulbach.
10. Rich. Wagner.
11. Bogumil Dawison.
12. Gräfin Hahn-Hahn.

In abgeschlossenen Heften à 5—6 Bogen. Miniaturform.
Elegant geheftet. Mit Portraits.
Preis à Heft 30 kr. ö. W. = 5 Sgr. = 18 kr. rhein.

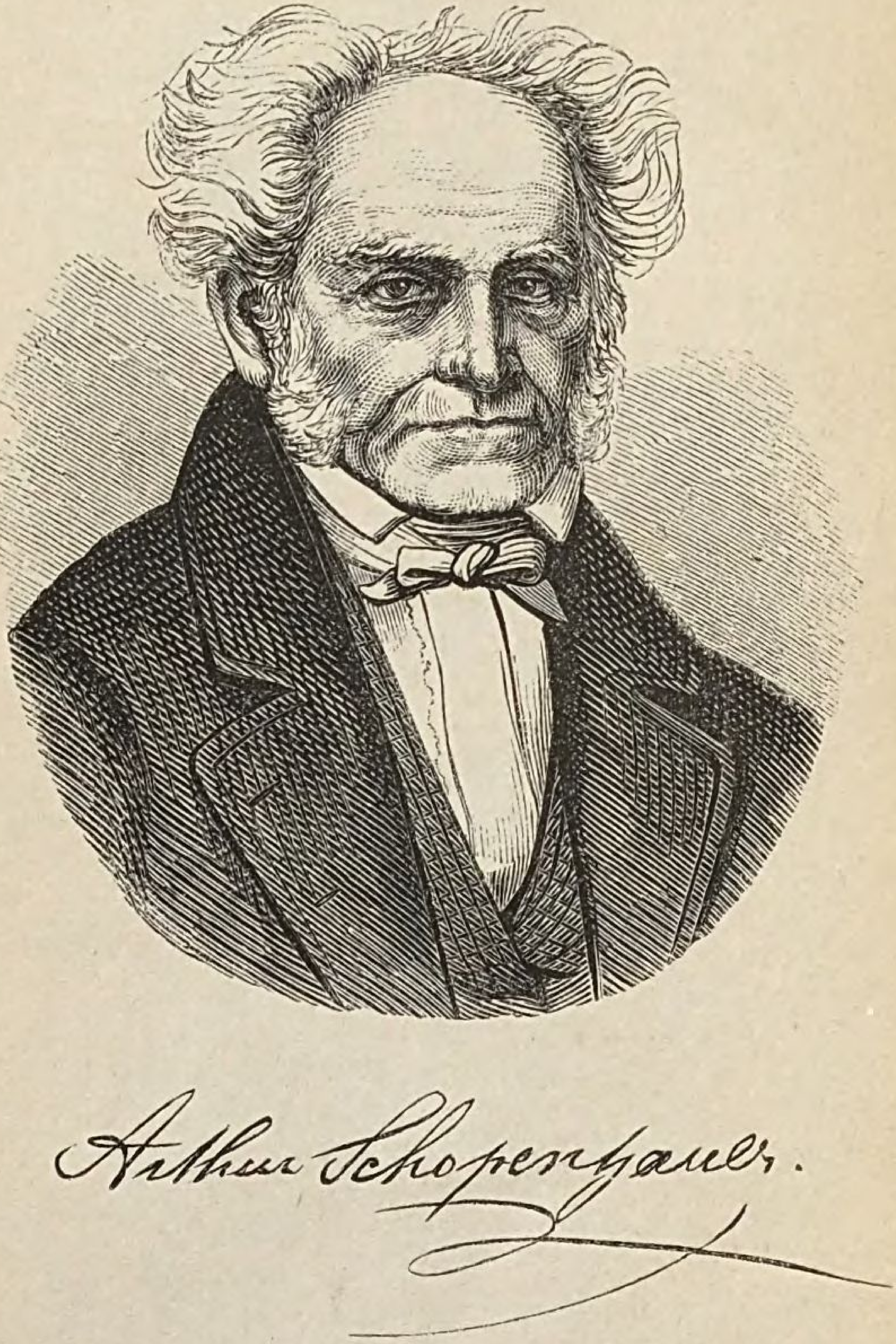
Prospect.

Das von Tag zu Tag wachsende Interesse, welches die Gegenwart jenen Charakteren entgegenbringt, die auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit, schöpferisch oder belebend gewirkt, macht sich zunächst in dem Verlangen geltend, die näheren Lebensverhältnisse dieser Zeitgenossen kennen zu lernen. Was auch das beste Conversations-Lexikon zu bieten vermag, reicht nicht hin, das Interesse nur dürftig zu befriedigen. Die Journale verzeichnen wohl täglich Züge aus dem Leben solcher Persönlichkeiten, die das Interesse noch mehr anregen, aber in ihrer Isolirtheit kein Gesammtbild zu geben im Stande sind.

Somit füllt ein Unternehmen, wie das vorliegende, eine Lücke des deutschen Büchermarktes aus, die sich in der steigenden Nachfrage des gebildeten Publikums längst fühlbar gemacht.

In den „Zeitgenossen" zeichnet Alfred von Wurzbach eine Reihe solcher Charaktere, die entweder auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft oder dem der Politik, unserer Zeit eine charakterisirende Färbung gegeben.

(Fortsetzung des Prospectes auf der nächsten Umschlagseite.)


Arthur Schopenhauer.

Zeitgenossen.

Biographische Skizzen von Alfred von Wurzbach.

VI. Heft.

Arthur Schopenhauer.

Mit Portrait.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1871.

Arthur Schopenhauer.

I.

In jedem denkenden Menschen liegt ein Gran Philosophie, aber selten nur ist dieser Schatz werth gehoben zu werden. Dagegen besitzt jede Epoche ihren Philosophen, der gewissermaßen für sie denkt, das Unbewußte in den Millionen zum Ausdruck bringt, und ein Träger der philosophischen Ideen seines Jahrhunderts wird. Solche Männer waren Plato und Aristoteles, Spinoza, Rousseau und Voltaire, Kant, Fichte und Hegel, und typischer, denn einer der Genannten: Arthur Schopenhauer.

Man darf nur einen dieser Namen nennen, und sogleich erhebt sich ein voll-

ständiges Gebäude vor uns, eine wohl eingerichtete, mehr oder weniger comfortable Weltordnung. Die eine däucht uns behaglich, die andere unbehaglich. Die eine gleicht, trotzdem sie schon Jahrhunderte alt ist, einem neugebauten Hause, mit breiten, bequemen Treppen, Wasserleitungen, hohen Thüren und Fenstern, und vorzüglicher Ventilation. Die andere, so neu sie ist, einer unbehaglichen, unwohnlichen, dumpfen Caserne.

Wir wollen Schopenhauer's philosophisches Gebäude, in keine dieser Kategorien rangirt wissen. Ein sich heimisch fühlen in dem einen oder anderen Gebäude ist zu individuell, zu abhängig von unserer eigenen Natur und Anschauung, als daß wir es preisen oder verwerfen könnten. Die bedeutende Anzahl begeisterter Verehrer, die sich die Schopenhauer'sche Philosophie in den letzten Decennien erworben, spricht am deutlichsten für die überzeugende dämonische

Gewalt seines Systems. Zu bedauern ist nur, daß es auch seinen fanatischen Anhängern Momente vor die Seele führt, in welchen sie sich des Begehrens, aus der trostlosen, bleiernen Nacht seines Ideenkreises sich in einen freien, blauen Aether ideellerer Weltanschauung emporzusehnen, nicht erwehren können.

Wir überlassen es Jedem selbst, sich mit Schopenhauer's Lehre zu befreunden, und wollen uns mit der psychologisch höchst interessanten Persönlichkeit des Mannes beschäftigen.

Es war im Anfange des Monats September 1787 als ein angesehener Banquier aus Danzig mit seiner jungen Gattin in London ankam. Die Dame befand sich zur Zeit in interessanten Umständen, und der Gemahl, welcher bestimmt auf einen Sohn hoffte, und diesen schon in vorhinein zum Kaufmanne bestimmt hatte,

wünschte sehr, ihm die Vorrechte eines geborenen Britten zu sichern.

Er versuchte deßhalb seine Frau zu bewegen, ihre Entbindung in London abzuwarten. Nach einem inneren Kampfe fügte sie sich seinem Wunsche. Ihre genaue Kenntniß der Landessprache, und die Virtuosität mit welcher sie sich in die englischen Sitten und Gebräuche zu schicken wußte, verschafften ihr überall eine herzliche Aufnahme. Als sich aber der November mit seinen trüben, nebeligen Tagen einstellte, wurde dem jungen Ehemanne plötzlich um seine Gattin bange, so daß er jetzt seinerseits darauf bestand, sie nach der Heimath zurückzuführen, damit sie in der verhängnißvollen Stunde sich unter der Pflege der eigenen Mutter befände.

Ende November verließ das Paar London, um nach Danzig zurückzukehren. Nach einer beschwerlichen Reise gelangten sie glücklich und wohlbehalten am letzten

Tage des Jahres 1787 in ihrer Heimat an, und die Gattin war froh, sich wieder im Kreise der Ihrigen zu befinden.

Am 22. Februar des Jahres 1788 genas sie eines gesunden, kräftigen Knaben. Mit Hinblick auf die künftige Geschäftsfirma des jungen Weltbürgers wählte sein Vater für ihn den Namen Arthur, als einen, der in allen Sprachen unverändert bleibt.

Dieser Knabe war Arthur Schopenhauer. Seine Mutter, die später vielgenannte und vielgelesene, im Jahre 1838 verstorbene Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, die Verfasserin der Romane: „Gabriele", „die Tante", das „Leben Fernow's" u. s. w.

Der Vater Schopenhauer's war einer der angesehnsten Kaufleute Danzigs, einer der renommirtesten Familien entstammend. Schon früh bekundeten die Schopenhauer einen ausgeprägten, unbeugsamen Charak-

ter, der in unserem Philosophen, ihrem berühmtesten Familiengliede, zur höchsten Entwicklung gelangte.

Von Schopenhauer's Urgroßvater Andreas, erzählt Johanna einen interessanten Zug:

Eines Tages widerfuhr ihm die Ehre auf der von ihm gepachteten Domäne Stutthof, Peter den Großen, und die Kaiserin Katharina bewirthen zu können. Der Czaar und seine Gemahlin durchzogen das Haus, um sich ein Schlafzimmer zu wählen, und leider fiel ihre Wahl auf eines, in welchem sich weder Ofen noch Kamin befand. Nun galt es trotz der strengen Kälte das Zimmer zu heizen. Guter Rath war theuer, aber der Hausherr wußte ihn zu finden. Es wurden mehrere Fäßchen Branntwein herbeigeschafft, auf dem mit holländischen Vließen ausgelegten Fußboden des dicht verschlossenen Zimmers ausgegossen, und angezündet. Jauchzend vor

Freude blickte der Czaar in das zu seinen Füßen wogende Feuermeer, während alle Anstalten getroffen wurden, die weitere Verbreitung zu verhindern. Sobald es ausgebrannt war, begab sich das hohe Paar in dem glühend heißen, mit Qualm und Dunst gefüllten Raum zur Ruhe, stand am andern Morgen ohne Migräne wieder auf, und verließ rühmend das gastfreie Dach seines Wirthes.

Andreas Sohn, Johann Friedrich, hinterließ bedeutendes Vermögen, welches Heinrich Floris, der Vater unseres Philosophen erbte.

Als dieser am 22. Februar 1788 in sein Comptoir trat, und seinem Personale die Worte entgegenstammelte: „Ein Sohn geboren!“ rief ein humoristischer Buchhalter, im Vertrauen auf die Taubheit des Prinzipals: „Wenn er dem Papa ähnlich wird, muß er ein schöner Pavian werden!“

Allerdings vererbte der Vater ein gut Theil seiner Physiognomie auf den Sohn, aber auch jene Energie des Charakters, die ihn auszeichnete.

Von dem Augenblicke an, als die hanseatische Republik bei der ersten Theilung Polens zur Beute Preußens ausersehen worden, fühlte sich Floris von einem glühenden Preußenhasse beseelt. Als das Schicksal Danzigs im Jahre 1793 entschieden ward, opferte er Vaterland und Vermögen und übersiedelte mit bedeutenden Verlusten nach Hamburg.

Früher schon war ihm von Friedrich dem Großen 1773, mit Einräumung wichtiger Prärogative der Antrag gemacht worden, sich in Preußen niederzulassen, doch umsonst. Er wies alle Anträge, treu der Devise seines Familienwappens: „Point de bonheur sans liberté“ zurück.

Achtunddreißig Jahre alt, heirathete er die damals 18jährige Johanna Hen-

riette Trosiener. Ueber diese Ehe, sagt Johanna selbst: „Glühende Liebe heuchelte ich ihm ebenso wenig, als er Anspruch darauf machte," und gegenüber der geltenden Meinung, daß das Genie die Frucht einer glühenden Neigung, ist dieses Bekenntniß der Mutter ein psychologisch höchst wichtiges.

II.

Nach der bereits erwähnten Hochzeitsreise nach England, und der vollzogenen Uebersiedelung nach Hamburg, ward Vater Floris plötzlich von einem Heimweh erfaßt, das sich in einer unwiderstehlichen Reiselust zur Geltung brachte, und der 12jährige Aufenthalt in Hamburg ward durch zahlreiche, größere und kleinere Wanderungen unterbrochen.

Natürlich ward Arthur mitgenommen, und als neunjähriger Knabe vom Vater, einem alten Geschäftsfreunde in Havre zur Obhut übergeben. Von dort brachte er ihn in das Runge'sche Privatinstitut, und leitete seine Erziehung mit Hinblick auf seine kaufmännische Ausbildung.

Doch hatte der Knabe geringe Lust Kaufmann zu werden; er verrieth vielmehr lebhaftes Interesse für Literatur und Sprache und nur mit Widerstreben ließ ihn endlich der Vater auf den Rath der Lehrer, das Gymnasium besuchen, ohne sich jedoch mit dem Gedanken, seinen Sohn zum Gelehrten heranbilden zu lassen, befreunden zu können.

Da machte er ihm eines Tages selbst einen Vorschlag: Entweder lasse ich dich bei deinen Büchern, sagte er, und mache aus dir einen fetten Pastor, oder du wirst Kaufmann und ich führe dich ein paar Jahre in der Welt herum. Was ist dir lieber?

Die Versuchung war zu mächtig, Arthur entschloß sich scheinbar schnell und besuchte in den Jahren 1803 und 1804 mit den Eltern Belgien, England, Frankreich, Deutschland und die Schweiz.

So groß einerseits der Nachtheil dieser

Störung eines geordneten Lehrplanes gewesen von ebenso unberechenbar günstigem Einfluße war anderseits das rege immer wechselnde Leben, und die mannigfaltigen Eindrücke die der Jüngling in sich aufnahm. Diesen Jahren dankt er auch die Fundamente seiner genauen Kenntniß der englischen und französischen Literatur, Sprache und Sitte.

Doch offenbarte sich auch damals schon ein melancholischer, frühreifer Ernst, vielleicht nur hervorgerufen durch den Zwiespalt seiner Neigungen und seiner Bestimmung.

Als er 1805 in Hamburg wieder in die kaufmännische Lehre getreten, erschütterte der plötzliche, entsetzliche Tod seines Vaters das jugendliche Gemüth auf das heftigste. Der Vater stürzte eines Tages aus einer hohen Speicheröffnung in den Canal und ertrank. Der Unglücksfall erregte das größte Aufsehen, und man sprach

von einem Selbstmorde, wegen eingebildeter Vermögensverluste, doch beruhte diese Sage nur auf einem Stadtgerede.

Johanna zog mit ihrem Töchterchen Adele nach Weimar, wo sie mit so vielen bedeutenden Menschen längst innig befreundet war und Anregung für ihr eigenes productives Talent zu finden hoffte. Sie versammelte in Kürze den Kreis aus jenen classischen Tagen Weimars um sich, und in ihrem Salon verkehrten Göthe, Wieland, Heinrich Mayer, Falk, Fernow, die beiden Bertuch, Zacharias Werner, Friedrich Majer, Fürst Pückler, die beiden Schlegel und noch viele Andere, angezogen von ihrer Liebenswürdigkeit und ihren seltenen gesellschaftlichen Talenten.

Indessen verfolgte Arthur, nicht ohne inneren Kampf, aus Pietät für seinen Vater, den eingeschlagenen Weg, aber er wurde innerlich noch verschloßener und trüber. So oft es möglich, entzog er sich den

Comptoirstunden um seinem unauslöschlichen Wissensdurste in Gall's phrenologischen Vorlesungen oder mit dem Studium eines Buches, Luft zu machen.

Auf den Rath Fernow's schrieb ihm endlich die Mutter, er möge eine Laufbahn verlassen die ihm so wenig zusagte und hieß ihn nach Gotha ziehen, um dort das Gymnasium zu besuchen.

Ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen und er entschied sich ohne Bedenken. Er hatte Jahre versäumt, und fühlte die Lücken die er auszufüllen hatte.

Mit Döring's Hilfe überwand er in Gotha in kürzester Zeit die Schwierigkeiten, die ihm die classischen Sprachen, bei seiner genauen Kenntniß der französischen und englischen, noch bieten mochten; doch verließ er im Jahre 1807, wegen einiger Mißhelligkeiten Gotha, und ging nach Weimar, um sich dort unter Passow's Leitung für die Universität vorzubereiten.

Doch wohnte er nicht bei seiner Mutter. Sie schrieb ihm damals: „Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt es wäre sehr schwer mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, so lange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem innern, aber in deinem äußern Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten, kurz ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht übereinstimmen; auch dein Mißmuth, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsteren Gesichter, deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von dir ausgespro-

chen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Dein leidiges disputiren, deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nächte und üble Träume."

Sehen wir in dieser Skizze von mütterlicher Hand nicht nur den werdenden, sondern den bereits vollendeten Schopenhauer? Fehlt noch ein Zug, noch eine Linie an dem Porträt?

Schopenhauer zog in Passow's Haus, studirte die classischen Alten, und arbeitete Tag und Nacht mit unermüdlichem Fleiße, mit unerschöpflicher Arbeitslust.

Gelockt von dem academischen Glanze der Georgia Augusta, bezog er 1809 die Universität zu Göttingen, wo insbesondere die Vorlesungen von G. E. Schulze, des Verfassers des „Anesidemus" seinen

Geist auf die philosophischen Studien lenkten. Doch hatte er sich auf der medicinischen Facultät einschreiben lassen und hörte Thibaut, Blumenbach, auch Heeren, Luder, und Andere.

Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die sich Schopenhauer dort, so wie später in Berlin aneignete, wurden von wichtigem Einfluße auf seine spätere Philosophie und gaben derselben jene gediegene breite, erfahrungsmäßige Grundlage, die sie vor den anderen nachkantischen Systemen so vortheilhaft auszeichnet.

Entscheidend für seine philosophischen Studien war Schulze's persönlicher Rath den Privatfleiß für's erste ausschließlich dem Studium Plato's und Kant's zuzuwenden, und vor Bewältigung dieser keinen andern, namentlich nicht Aristoteles und Spinoza anzusehen; ein Rath, den Schopenhauer nie bereute, und auf dessen Wirkung wir bei Betrachtung seiner Philosophie noch zurückkehren werden.

Im Jahre 1811 verließ er Göttingen und siedelte nach Berlin über, in der Erwartung an Fichte einen wahrhaft großen Geist und bedeutenden Philosophen kennen zu lernen.

Er fand sich enttäuscht und an die Stelle der Verehrung und Bewunderung trat Geringschätzung und Spott; der kleine Mann mit dem borstigen Haarwuchs, rothem Gesicht und stechendem Blick, wie er vom Katheder herab durch hohles Pathos imponiren wollte, erschien dem jungen Philosophen lächerlich.

Noch abgeschmackter erschien ihm die Weise in der Fichte seine Vorlesungen eröffnete. Er blies nach einander zwei Lichter auf dem Katheder aus, zündete sie auf's Neue an, und sprach dann, wie Wilhelm Dorow erzählt, mit Miene und Geberde eines Taschenspielers: „Meine Herren, wollen Sie das, was ich sage verstehen, wollen Sie mit Nutzen meine

Vorlesungen anhören, so müssen Sie die Ueberzeugung haben, daß Sie noch gar nichts wissen; von Erschaffung der Welt bis auf Plato war die Erde und deren Bewohner im dunkeln; von Plato bis Kant desgleichen; von Kant bis jetzt ebenso"; man kann sich leicht eine Vorstellung machen, welchen Eindruck diese Introduction auf Schopenhauer machen mußte.

Im Jahre 1813 bereitete sich Schopenhauer zur Doctorpromotion in Berlin vor, aber der Krieg hinderte die Ausführung dieses Planes, und auf die für die Berliner Promotion bestimmte Abhandlung: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" wurde er von der philosophischen Facultät in Jena, im October, in absentia promovirt, worauf er nach Weimar zurückkehrte.

Die Verhältnisse und die langjährige

und wenig unterbrochene Abwesenheit hatten Mutter und Sohn einander noch mehr entfremdet, so daß ein harmonirendes Zusammenleben unmöglich geworden. Auch der lieblichen, anmuthigen Schwester Adele war es nicht gegönnt, ein Bindeglied zwischen Mutter und Bruder zu werden. Schopenhauer's Charakter hatte sich seinen ursprünglichen Anlagen gemäß weiter entwickelt, und so sehr er sich auch selbst bemühte am geselligen Kreise im Salon seiner Mutter Gefallen zu finden, so fühlte er sich doch nicht recht am Platze.

Nur Göthe, der in Kürze für Schopenhauer ein tieferes Interesse faßte, und das geniale seiner Natur erkannte, war gewissermaßen bemüht den jungen Mann durch sein Urtheil zur Geltung zu bringen und zog ihn zu sich heran. Schopenhauer's Schrift „über die vierfache Wurzel" hatte in Göthe keinen Zweifel mehr übrig gelassen, daß er einen originellen,

selbstdenkenden, schöpferischen Geist vor sich habe. Er suchte ihn zunächst für seine Farbentheorie zu interessiren, indem er ihm seine optischen Apparate schickte, und ihn in seine Experimente einweihte.

Schopenhauer ordnete sich ihm willig unter und bald bestand zwischen beiden Männern ein so vertrautes Verhältniß, wie es der Altersunterschied zwischen ihnen nur gestattete. Göthe's Einfluß auf Schopenhauer ist auf jedem Blatte seiner Werke sichtlich, und Schopenhauer war zeitlebens mit Bewunderung für Göthe erfüllt.

Dem entgegen zeigt eine Stelle aus einem Briefe Göthe's an Knebel, in welchem er sich über Schopenhauer ausspricht, welch' tiefen Blick auch der greise Dichter in des jungen Denkers Seele gethan. Göthe schreibt: „Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu

bringen. Man muß abwarten ob ihn die Herren von Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich, und das Uebrige lasse ich dahin gestellt."

III.

Leider sollte die Harmonie zwischen Göthe und Schopenhauer nicht lange währen. Sie entzweiten sich über dieselbe Farbenlehre, mit welcher der Altmeister den jungen Philosophen zu gewinnen getrachtet. 1816 suchte Schopenhauer sich dem von ihm stets bewunderten Manne in einer Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" wieder zu nähern, und gewissermaßen gelang es ihm auch vollkommen, denn als er Göthen sein Buch „die Welt als Wille und Vorstellung" einsandte, schrieb ihm seine Schwester Adele: „Göthe empfing Dein Werk mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblick-

lich an darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen, er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei: weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Stellen (Seite 261 und 360 der dritten Auflage) gelesen und große Freude daran gehabt; bald gedenkt er Dir weitläufiger seine Herzensneigung zu schreiben; bis dahin solle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude, denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende und denke wohl, so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und meinte, es sei ihm eine große Freude, daß Du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über

die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem seinigen abginge. In Deinem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung, der Schreibeart, obschon Deine Sprache von der der Andern abwiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie Du es verlangst. Habe man aber einmal diesen Vortheil erlangt, und wisse, daß Pferd nicht Pferd, sondern cavallo und Gott etwa dio oder anders heiße, dann lese man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl — nur ließ ihm das ungraziöse Format keine Ruhe und bildete er sich glücklich ein das Werk bestehe aus zwei Theilen. Nächstens hoffe ich ihn wieder allein zu sprechen, und vielleicht äußert er etwas Befriedigenderes. Wenigstens bist Du der einzige Autor, den Göthe auf diese Weise, mit diesem Ernste liest."

Was Schopenhauer's optische Abhand-

lung betrifft, so beansprucht sie nicht mehr Werth als die, von der Wissenschaft längst überwundenen Arbeiten Göthe's in dieser Sphäre, doch ist ihm auf diesem Gebiete nie mit dem Maaße zugemessen worden, das er selbst auf philosophischem, an das „hirnverdummende Geschwätz des widerwärtigen Unsinnschmierers Hegel“ angelegt. Zwei der wichtigsten neueren Entdeckungen: die Kirchhoff'schen Untersuchungen über das Spectrum und die Verringerung der Umlaufsbahnen der elliptischen Kometen hat er nicht mehr erlebt, sonst hätte Schopenhauer wohl die Ueberzeugung gewonnen, daß mit der Thatsache der Existenz des Aethers die Undulationstheorie des Lichtes und der Wärme fast unbestreitbar und die Göthe-Schopenhauer'sche Farbentheorie Makulatur geworden sei.

Außer Göthe, war es noch Friedrich Majer der auf den Entwicklungsgang

Schopenhauer's dadurch, daß er ihn in das geheimnißvolle indische Alterthum einführte, von bedeutendem Einfluß war. Daher datirt auch die hohe Verehrung Schopenhauer's für die heiligen Schriften der Hindu und der orientalische Zug in seiner Philosophie der ihr in unserer occidentalischen Welt ein äußerlich etwas fremdartiges Gepräge giebt, und sie so parador erscheinen läßt.

Von Frauen war es im Weimarer Kreise, nur die Schauspielerin Jagemann, die ihn zu fesseln vermochte, und er gestand einst seiner Mutter: „dieses Weib würde ich heimführen, wenn ich sie Steine klopfend an der Landstraße fände."

In den Jahren 1814—1818 lebte er in Dresden, benützte die Bibliothek und die Kunstsammlungen zu vielseitigen Studien, und fühlte sich behaglich in einem kleinen Kreise geistvoller Männer, wie J. G. v. Quandt, Tieck, Carl Heun,

Friedrich August Schulze (Fr. Laun) und Gustav Schilling; die letzten drei, heute wohl schon vergessenen Namen, waren in jenen Tagen die meistgelesenen deutschen Romanschriftsteller.

In diesen Jahren entstand auch sein schon erwähntes Werk „die Welt als Wille und Vorstellung" in welchem, wie er selbst sagt, sein ganzes System „gewissermaßen ohne sein Zuthun strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centrum convergirend zusammenschoß."

Ueber die Entstehung dieses Werkes äußerte er sich selbst als Greis: so etwas könne man nur in der Jugend und nur mit Eingebung schreiben; jetzt staune er sein Werk, besonders das IV. Buch, wie das eines ganz andern Menschen an.

Es war im Frühling 1818 als er mit diesem beschäftigt aus der mit einem Blüthenmeer bedeckten Orangerie des Dresdner Zwingers ganz berauscht heim-

kehrend von seiner Hauswirthin, die eine Blüthe an seinem Rocke erblickte mit den Worten empfangen wurde: „Sie blühen, Herr Doktor!“ — „Ja, sagte er, und wenn die Bäume nicht blühen, wie sollen sie Früchte tragen!“

Sobald er das Manuscript dem Verleger, der ihm einen Ducaten Honorar für den Druckbogen bezahlte, übergeben hatte, reiste er (im Herbste 1818) nach Italien, verweilte in Rom, Neapel und Venedig, wo ihn, am letzteren Orte, die Zauberfesseln einer seligen Leidenschaft so lange umstrickt hielten, bis er sich selbst losriß.

Gleichzeitig lebten in Venedig Lord Byron und Leopardi, und die drei geheimnißvollen, so wahlverwandten Seelen, weilten in den Mauern derselben Stadt, ohne einander persönlich kennen zu lernen.

Während sich Schopenhauer so, unbekümmert um die materiellen Sorgen des

Lebens, getragen von dem Bewußtsein der Welt eine außerordentliche Geistesarbeit gegeben zu haben, einem lockenden dolce far niente überließ, traf ihn die Nachricht von dem Sturze eines Danziger Handlungshauses, dem seine Mutter den größten Theil ihres Vermögens anvertraut hatte.

Mutter und Schwester waren beinahe verarmt, und obwohl Schopenhauer nicht mitgelitten hatte, da ihn ehedem schon frühzeitiges Mißtrauen, andere Dispositionen zu treffen veranlaßt hatte, so trat ihm doch der Gedanke näher, sich eine Lebensstellung zu gründen und einen sicheren Beruf zu wählen; er ging im Jahre 1820 nach Berlin, entschlossen, sich daselbst an der Universität zu habilitiren.

Aber er sollte in seinen Erwartungen auf das Bitterste enttäuscht werden. „Die Welt als Wille und Vorstellung" hatte keineswegs jene Sensation unter seinen

Zeitgenossen hervorgerufen, die er sich erwartet, das Buch war spurlos vorübergegangen. Es jubelte ihm bei seinem Antritte weder eine Schaar begeisterter Anhänger entgegen, noch verstand er es, eine solche durch seine Vorträge rasch an sich heranzuziehen.

Hegel und Schleiermacher, Schopenhauer's philosophische Kathederantipoden hatten bereits das ganze Interesse absorbirt und ihm nur eine kleine Nachlese gelassen.

So ward er Berlin in Kürze wieder satt. „Man lebe dort wie auf einem Schiffe, äußerte er sich, alles sei rar, theuer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr; die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art dagegen ärger als im Lande wo die Citronen blühen. Sie legen nicht nur uns selber die lästigste Behutsamkeit auf, sondern bewirken oft, daß, die uns nicht

kennen einen Verdacht gegen uns hegen, den wir uns nicht träumen lassen, und uns eigentlich als Filous behandeln, bis es zur fatalen Explosion komme."

Dazu kam noch eine unangenehme Katastrophe die geeignet gewesen wäre, auch einem weniger zur Misanthropie geneigten Charakter das Dasein, und den Aufenthalt in Berlin vollends zu verbittern. Eine Bekannte seiner Hauswirthin hatte die Gewohnheit in seinem Vorzimmer Caffeebesuche zu empfangen; diese Person warf er einst unsanft zur Thüre hinaus, wobei sie auf den rechten Arm fiel und arbeitsunfähig geworden sein wollte. Es kam zum Proceß, der für ihn ungünstig endete, denn er mußte die Alte lebenslänglich alimentiren. Leider besaß sie eine zähe Constitution: selbst der Würgengel der Cholera rang vergebens mit ihr, und Schopenhauer trug die Last über zwanzig Jahre, bis er endlich auf

ihren Todesschein schreiben konnte: obit anus abit onus!

Er schüttelte den Berliner Staub von seinen Schuhen und flüchtete 1822 wieder nach Italien, wo er bis 1825 verweilte.

In diesem Jahre kehrte er noch einmal nach Berlin zurück, fest entschlossen seine Kathedercarriere wieder aufzunehmen — aber der Lectionscatalog enthielt zwar seinen Namen doch zu wirklichen Vorlesungen kam es — wegen zu geringer Theilnahme — nicht.

In diesen Jahren unternahm er die Uebersetzung des „Oraculo manual y arte de prudencia“ aus dem Spanischen von Balthasar Gracian, welche erst nach seinem Tode, von Frauenstädt, aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde; auch übersetzte er seine optische Abhandlung ins Lateinische.

Im Jahre 1831 verließ er endlich Berlin, aus Furcht vor der vordringenden Cholera für immer, und ließ sich in

Frankfurt am Main nieder, weil ihn das Klima und die Annehmlichkeiten des Ortes anzogen, und hauptsächlich weil er die Stadt für „cholerafest“ hielt.

Seine durch günstige Vermögensverhältnisse gesicherte Subsistenz ließ ihm die Wahl des Aufenthaltsortes frei, und einen kurzen Aufenthalt in Mannheim abgesehen — verließ er Frankfurt nicht mehr.

Weder genöthigt um Geld zu arbeiten, noch auch sich um ein Amt zu bewerben, lebte er ungestört in dem Vollgenusse seiner Kraft, und vertiefte sich in seine metaphysischen Ideen. Aber die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen hatte ihn zum Verächter wenn nicht zum Menschenhasser gemacht. Wenn er die Frage hörte: „Sind Sie der Sohn der berühmten Johanna Schopenhauer?“ so drehte er dem Fragenden den Rücken und ließ ihn stehn. Er galt nur als Sohn seiner Mutter

— er war ungekannt — und ungelesen. Erst als er, ein hochbejahrter Greis mit gebleichtem Haare durch die Straßen eilte — wies man auf ihn wie auf eine Sehenswürdigkeit der Stadt, nach welcher sich Reisende aus allen Weltgegenden erkundigten und sein Wirth, gefragt, ob er fürstliche Personen im Hause habe, sagte: Ja, Doctor Schopenhauer.

IV.

Schopenhauer's Lehre ist an sich klar wie der Tag, und gleicht nach seinem eigenen Ausdrucke einem Rechenexempel, in dem Null für Null aufgeht, und kein Rest übrig bleibt.

Sie ist in ihren Endresultaten trostlos, und am besten hat sie vielleicht Jean Paul charakterisirt der in seiner „kleinen Nachlese zur ästhetischen Vorschule" über Schopenhauer's: „Welt als Wille und Vorstellung" sagt: „es ist ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, — vergleichbar dem melancholischen See in

Norwegen, auf dem man in seinen finstern Ringmauern von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchem kein Vogel und keine Woge zieht. Zum Glück kann ich das Buch blos loben, nicht unterschreiben."

Nicht Byron, nicht Lenau nicht Hölderlin haben das Trostlose des menschlichen Daseins mit solcher Tiefe erfaßt, und so ergreifend geschildert. „Seine Weltanschauung, sagt ein philosophischer Schriftsteller, ist zerrissen und zerwühlt, wie das Herz der Gegenwart, so daß sich die zerklüftete Zeit vielfach in ihm wie in ihrem Spiegel schauen kann. — Anstatt die Welt zu genießen, sollen wir nach Schopenhauer strenge Askese üben, anstatt unsere geistigen Kräfte dazu anzuwenden, die menschliche Lage durch neue Erfindungen und bessere Staatseinrichtungen zu verbessern, sollen wir mit kreuzweis ge-

legten Beinen, die Augen auf die Nasenspitze gerichtet sitzen, und 6000 Mal mit geschlossenen Lippen das heilige Wort „Om“ wiederholen, um dereinst zur Nirwam zu gelangen.“

Nun, als Ernst ist das wohl nicht zu nehmen; schlimm genug, wenn es dem Sinne nach verstanden werden soll.

Seiner Stellung nach, die Schopenhauer in der Geschichte der Philosophie einnimmt, gilt er als der letzte Ausläufer der Kant’schen Lehre. Rosenkranz, — einer der eifrigsten und leidenschaftlichsten Schüler Hegel’s — bezeichnet Schopenhauer’s Stellung, ziemlich unparteiisch um ihn citiren zu können. „Fichte, sagte dieser geistvolle Schriftsteller in seiner Geschichte des Kant’schen Systems — nimmt den phänomenologischen Anfang; Herbart die metaphysische und praktische Mitte; Schopenhauer das ethisch-religiöse Ende ein. Der erste ist der schlachten-

selige Ritter; der zweite der umsichtig vermittelnde Diplomat; der dritte der melancholische, mit geistvoller Ironie in sich hineinlächelnde, von Schmerz und Wonne zerrissene Eremit der Kant'schen Philosophie. Alle drei sind aber darin identisch, daß sie das gewöhnliche Erkennen nur als Erscheinung nehmen, und durch ihre ethische Tapferkeit ihrer skeptischen Stimmung das Gleichgewicht halten; sowie darin, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit würdige Nachfolger Kant's, Zierden unserer philosophischen Literatur sind."

Wenn wir davon absehen, daß auf die geistige Entwicklung Schopenhauer's zunächst Helvetius, Cabanis, Chateaubriand und Lord Byron, vom größten Einfluße gewesen, ja daß er ihnen die Richtung verdankt, auf welcher seine Speculation gewandelt, so weist er selbst auf

die Quellen hin, denen seine Lehre entsprungen, und stellt es als Bedingung des Verständnisses seiner Philosophie auf, daß man mit ihnen vertraut sei; die drei Pfeiler auf welchen seine Lehre ruht, sind demnach die indische Philosophie, die des Plato und die Kant's. Ja er beansprucht gewissermaßen selbst kein anderes Verdienst, als das Gebäude Kant's ausgebaut zu haben.

Die ganze Erscheinungswelt, sagt Schopenhauer, ist Vorstellung, ist ein Erzeugniß des vorstellenden Bewußtseins, das Wirkliche was ihr zu Grunde liegt, das Ansich, oder das Wesen dieser Erscheinung ist der Wille. Unter dem Willen versteht aber Schopenhauer hiebei nicht einen persönlichen Willen, weder den menschlichen Willen, noch den göttlichen, sondern dasselbe was man sonst die Naturkraft nennt, was Spinoza die Substanz oder die schöpferische Natur genannt hat.

Das objective Dasein des Willens ist die Materie, wie sie sich zur Natur gliedert, seine Formen und Entwicklungsstufen sind die unveränderlichen Gattungen der Dinge, die Ideen. Sein vollkommenstes Dasein hat er im menschlichen Organismus, sein höchstes Organ ist das Gehirn des Menschen. Mit diesem Organ entsteht die Welt als Vorstellung; eine immaterielle Seele, einen wahlfreien Willen anzunehmen, ist ein unphilosophischer Wahn. Der Einzelne ist nur eine Welle im Strom des allgemeinen Naturlebens, eine flüchtige Erscheinung des gemeinsamen Wesens der Dinge. Das wahrhaft Wirkliche ist nur die Idee, die Gattung. Alles Einzelleben als Täuschung, ja als Schuld, als Unglück zu erkennen, den Willen zum Leben, diese Wurzel aller Selbstsucht in allen seinen Formen zu verneinen, aus dem wichtigen Spiel der Erscheinung, mit der ältesten und wahrsten aller Religionen,

dem Buddhismus, in das Urwesen, das Allgemeine, welches der Tod aller Individualität ist, ins Nichts zu flüchten, dies ist die höchste Weisheit.

Schopenhauer läugnet die Perfectibilität des Menschengeschlechtes, wie Herbart, der ebenfalls jede Veränderung des Realen läugnet. Die Geschichte ist ihm nicht die dialektische Entwicklung der Wahrheit, sondern nur ein langer, schwerer, verworrener Traum der Menschheit. Bei ihm haben, wie bei Plato, nur die Ideen Wesenheit, die Individuen sind nur flüchtige, verwehende Erscheinungen; für ihn gibt es in der Welt der Menschheit und der Erscheinungen keinen Verlust — keinen Gewinn — das Facit ist = Null.

„Es ist wirklich unglaublich, sagt Schopenhauer wie nichtssagend und bedeutungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. Es ist ein mattes Sehnen und

Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die 4 Lebensalter bis zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Jedes Individuum, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt, Raum und Zeit, und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen. Dennoch, und hier liegt die bedenkliche Seite des Lebens, muß jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle vom ganzen Willen zum Leben in aller seiner Heftigkeit, mit vielen tiefen Schmerzen, und zuletzt mit einem wirklich empfundenen bittern Tode bezahlt werden."

„Was kommt dabei heraus? fragt er an anderer Stelle. Was wird erreicht durch das thierische Dasein, welches so

unübersehbare Anstalten erfordert? — Und da ist nun nichts aufzuweisen, als die Befriedigung des Hungers und des Begattungstriebes und allenfalls noch ein wenig augenblickliches Behagen, wie es jedem thierischen Individuo, zwischen seiner endlosen Noth und Anstrengung, dann und wann zu Theil wird. Wenn man beides, die unbeschreibliche Künstlichkeit der Anstalten, den unsäglichen Reichthum der Mittel, und die Dürftigkeit des dadurch Bezweckten und Erlangten neben einander hält; so dringt sich die Einsicht auf, daß das Leben ein Geschäft ist, dessen Ertrag bei Weitem nicht die Kosten deckt.

Von besonderem Interesse mag nach dem Gesagten, worin es uns nur dürftig gelungen in Kürze ein Gesammtbild von Schopenhauer's Ideengebäude zu geben, sein Verhalten zur christlichen, und zur modernen Religion unseres Jahrhunderts, dem Materialismus sein.

Schopenhauer's Philosophie steht gänzlich außerhalb des Christenthums. Wenn überhaupt von Religion bei ihm die Rede sein kann, so war seine, die der Buddhisten, eine Religion ohne einen Gott, ohne Glaube, deren letztes Ziel der Untergang der Individualität ist. Schelling und Hegel, welche die Wahrheit zu christianisiren suchten, geißelte er mit unerschöpflicher Satyre als Philosophie-Professoren, die von den Regierungen nur angestellt seien, den längst überwundenen Wahnglauben des Theismus mit ihren Sophismen zu verfechten. „Religionen, sagt Schopenhauer, sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben." — „Der ist nur noch ein großes Kind, welcher im Ernst denken kann, daß jemals Wesen, die keine Menschen waren, unserm Geschlecht Aufschlüße über sein und der Welt Dasein und Zweck gegeben hätten. Es gibt keine andere Offenbarung

als die Gedanken der Weisen; wenn auch diese, dem Loose alles Menschlichen gemäß, dem Irrthum unterworfen, auch oft in wunderliche Allegorien und Mythen eingekleidet sind, wo sie dann Religionen heißen. In sofern ist es also einerlei, ob Einer im Verlaß auf eigene, oder auf fremde Gedanken, lebt und stirbt; denn immer sind es nur menschliche Gedanken, denen er vertraut, und menschliches Bedünken. Jedoch haben die Menschen in der Regel, die Schwäche, lieber Andern, welche übernatürliche Quellen vorgaben, als ihren eigenen Köpfen zu trauen. Fassen wir nun aber die so überaus intellectuelle Ungleichheit zwischen Mensch und Mensch ins Auge; so könnten allenfalls wohl die Gedanken des Einen dem Andern gewissermaßen als Offenbarungen gelten."

Schon als fünfzehnjähriger Knabe eiferte Schopenhauer gegen die englische

Bigotterie und schrieb damals an seine Mutter: „Wenn doch die Fackel der Wahrheit diese Finsterniß durchbrechen könnte.“

Als er 1811 bei Schleiermacher in Berlin „Geschichte der Philosophie im Mittelalter“ hörte, und der Lehrer bemerkte: daß Philosophie und Religion ohne einander nicht bestehen könnten, und keiner Philosoph sein könne, ohne religiös zu sein, schrieb Schopenhauer an den Rand seines Collegienheftes: „Keiner, der religiös ist, gelangt zur Philosophie: er braucht sie nicht; keiner, der wirklich philosophirt ist religiös; er geht ohne Gängelband, aber frei!“ und nannte Schleiermacher einen Pfaffen.

In den dreißiger Jahren war das System der Hegel'schen Philosophie erschüttert, in den vierziger Jahren war es beseitigt. Christus ward nach Strauß als historische Person abgethan, mit Feuerbach verlor sich Gott ganz in die ephe-

mere Hinfälligkeit menschlicher Fähigkeiten — da nach ihm Gott nur so weit existirt als der Mensch geneigt ist, sich von ihm eine Vorstellung zu machen; die Gottidee war somit auf den Aussterbeetat gesetzt worden, und als das goldene Kalb erkannt, welches nicht den Menschen, sondern welches der Mensch sich um — ein metaphysisches Bedürfniß zu befriedigen, fabricirt hatte. War es demnach zu viel gesagt, wenn Schopenhauer in seinem letzten Werke: „Parerga und Paralipomena“ schrieb: „In früheren Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner sich verstecken. Man hat dieserhalb sich vor denen zu hüten, die sie in Alles hineinziehen möchten, und begegne ihnen mit dem spanischen Sprichwort: Detras de la cruz está el Diablo.“ (Hinterm Kreuze steckt der Teufel.) — ? —

Desto seltsamer ist es nun, daß Schopenhauer, der von Glauben und Religion nichts wissen wollte, dafür um so abergläubischer und im Aberglauben leichtgläubig war. Ja, er ging so weit, daß er, wie durchs Tischrücken, auch aus Träumen die Richtigkeit seiner Philosophie beweisen wollte. „Hier sieht man, sagte er einst zu Frauenstädt (nämlich aus einem wirklichen, oder ihm von seiner Magd aufgebundenen Traume derselben) auf's deutlichste die Wahrheit meines Satzes: Alles was geschieht, geschieht nothwendig."

Aehnlichen Widersprüchen begegnen wir bei Betrachtung seiner Stellung zum Materialismus, „dem krassen und stupiden," wie er sich ausdrückt, an dem ihm „das zunächst Anstößige nicht die moralische Bestialität der letzten Resultate, sondern der unglaubliche Unverstand des ersten Principes" war. Franz Hoffmann, R. Ph. Fischer haben aus seinen Aus-

fällen Materiale zur Bekämpfung dieser Lehre geschöpft.

Aber die logische Consequenz war Schopenhauer's starke Seite nicht. Wer den „Intellekt nur die physiologische Function eines Eingeweides, des Gehirns" nennt, und „die ganze objective Welt, so grenzenlos im Raum, so unendlich in der Zeit, so unergründlich in der Vollkommenheit" nur als „eine gewisse Bewegung oder Affection der Breimasse im Hirnschädel" bezeichnet, und diese Breimasse nur als höher potencirt als „in der schlechten Behausung der Köpfe unserer unvernünftigen Brüder, bis zum geringsten noch apprehendirenden herab" analysirt, von den Menschen nur als Bipedes spricht, der ist doch wahrhaftig kein Idealist.

Will Schopenhauer den Menschen blos als Erscheinung, als Materie begriffen wissen, so müssen wir gestehen, daß diese

subtile philosophische Unterscheidung etwas zweideutiges hat.

Aus seinen mündlichen Aeußerungen theilt Frauenstädt mit, daß Schopenhauer die Ansicht: „daß ein Wesen, wie der Mensch unmittelbar aus dem Schlamme entstanden sei, für absurd hielt. Nein, sagte er, zur glücklichen Stunde, als alle Bedingungen dazu vorhanden waren, legte einst die Schlange, nachdem sie unzählige Male Eier gelegt hatte, woraus wieder nur Schlangen wurden, ein Ei, aus welchem eine — Eidechse wurde. Und wieder zur glücklichen Stunde wurde aus dem Chimpansen ein Mensch .... Nachher pflanzten sich die Schlangen wieder nur als Schlangen fort."

Doch schrieb er: „Wegen des Mangels an Vernunft, also an Allgemeinbegriffen ist das Thier, wie der Sprache, so auch des Lachens unfähig, dieses ist daher ein Vorrecht und ein charakteristisches Merkmal des Menschen. Jedoch hat,

beiläufig gesagt, auch sein einziger Freund der Hund, einen analogen, ihm allein eigenen und charakteristischen Act vor allen anderen Thieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln. Wie vortheilhaft sticht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab, gegen die Bücklinge und grinzenden Höflichkeitsbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergebenheit es an Zuverläßigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausend Mal übertrifft."

Als er mit Frauenstädt einst vom Genie sprach und bemerkt hatte: Menschen und Affen seien in der Jugend Genies, später nicht mehr, fügte er hinzu; das konnte aber auch nur Einer wie ich: das Capitel über das Genie (im 2. Bande der Welt als Wille und Vorstellung) mit dem Affen schließen."

Als zur Herbstmesse 1857 in Frank-

furt eine in Europa große Seltenheit, ein lebender junger Orang-Utang gezeigt wurde, besuchte Schopenhauer den „muthmaßlichen Stammvater unseres Geschlechts," auf dessen persönliche Bekanntschaft er bis zu seinem 70. Jahre vergebens gewartet hatte, beinahe täglich, und ermahnte seine Bekannten, diese Gelegenheit ja nicht unbenützt vorübergehen zu lassen, — denn morgen könnte er todt sein. Nach alle dem scheint es uns beinahe, als wäre Schopenhauer von dem Materialismus so tief durchdrungen gewesen, wie irgend einer seiner gefeiertesten Kämpfer, und hätte nur Opposition gemacht — wenn er keinen andern Ableiter für länger aufgehäuften Ingrimm zur Hand hatte.

V.

Eine der hervorragendsten Eigenschaften der Schopenhauer'schen Philosophie ist die ihr allein eigene Klarheit in welcher sie die abstractesten Wahrheiten zusammenzufassen und auszudrücken versteht.

Unerschöpflich sind Schopenhauer's Werke an treffenden Bemerkungen und unumstößlichen Lebensregeln. Wir versuchen es hier eine kleine Anthologie solcher Maximen einzuschalten, und verweisen den Leser der sich mit Schopenhauer's Philosophie zunächst in nuce befreunden will auf Dr. Frauenstädt's Buch: „Arthur Schopenhauer, Lichtstrahlen aus seinen Werken.“

* * *

Nur aus ihren eigenen Schriften lernt man die echten Philosophen kennen; nicht nur aus den Berichten Anderer, denn die Gedanken jener außerordentlichen Geister können die Filtration durch den gewöhnlichen Kopf hindurch nicht vertragen.

* * *

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist.

* * *

Affectation im Stil ist dem Gesichterschneiden zu vergleichen. — Die Sprache in welcher man schreibt ist die Nationalphysiognomie: sie stellt große Unterschiede fest — von der Griechischen bis zur Karaibischen.

* * *

Das ganze Wesen der Welt abstract, allgemein und deutlich in Begriffen zu widerholen, und so als reflectirendes Abbild in bleibenden und stets bereit liegenden Begriffen der Vernunft niederzulegen: dieses und nichts anderes ist Philosophie.

* * *

Nicht nur das Aussprechen und die Mittheilung der Wahrheit, nein selbst das Denken und Auffinden derselben wird unmöglich zu machen gesucht, dadurch, daß man in frühester Kindheit die Köpfe den Priestern, zum bearbeiten, in die Hände gab, die nun das Gleis in welchem die Grundgedanken sich fortan zu bewegen hatten, so fest hineindrückten, daß solche in der Hauptsache für die ganze Lebenszeit festgestellt und bestimmt waren.

* * *

Der Glaube ist wie die Liebe, er läßt sich nicht erzwingen, daher ist es ein mißliches Unternehmen, ihn durch Staatsmaßregeln einführen, oder befestigen zu wollen; denn, wie der Versuch, Liebe zu erzwingen, Haß erzeugt, so der Glauben zu erzwingen, erst rechten Unglauben.

* * *

Man kann die Denker eintheilen in solche, die für sich selbst, und solche, die für Andere denken: diese sind die Regel, jene die Ausnahmen.

* * *

Alle Verstellung ist Werk der Reflexion, aber auf die Dauer und unausgesetzt ist sie nicht haltbar: auch wird sie dann meistens erkannt und verfehlt ihre Wirkung.

* * *

Den individuellen Irrthum muß, wer ihn hegt, einmal büßen und oft theuer bezahlen; dasselbe wird im großen von gemeinsamen Irrthümern ganzer Völker gelten.

* * *

Die eigentliche Weisheit ist etwas Intuitives, nicht etwas Abstractes. Sie besteht nicht in Sätzen und Gedanken, die Einer als Resultat fremder oder eigener Forschung im Kopfe fertig herumträge: sondern sie ist die ganze Art, wie sich die Welt in seinem Kopfe darstellt.

* * *

Die Wahrheit ist keine Hure, die sich denen an den Hals wirft, welche ihrer nicht begehren: vielmehr ist sie eine so spröde Schöne, daß selbst wer ihr alles opfert noch nicht ihrer Gunst gewiß sein darf.

* * *

Die blos erlernte Wahrheit klebt uns nur an, wie ein angesetztes Glied, ein falscher Zahn, eine wächserne

Nase, oder höchstens wie eine rhinoplastische aus fremdem Fleische, die durch eigenes Denken erworbene Wahrheit aber gleicht dem natürlichen Gliede: sie allein gehört uns wirklich an, darauf beruht der Unterschied zwischen dem Denker und dem bloßen Gelehrten.

* * *

Liebe und Haß verfälschen unser Urtheil gänzlich: an unsern Feinden sehen wir nichts, als Fehler, an unsern Lieblingen lauter Vorzüge, und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig. Eine ähnliche geheime Macht übt unser Vortheil, welcher Art er auch sei, über unser Urtheil aus; was ihm gemäß ist, erscheint uns alsbald billig, gerecht, vernünftig; was ihm zuwider läuft, stellt sich uns, im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar.

* * *

Herz und Kopf bezeichnen den ganzen Menschen. Aber der Kopf ist stets das Zweite, das Abgeleitete: denn er ist nicht das Centrum, sondern die höchste Efflorescenz des Leibes. Wann ein Held stirbt balsamirt man sein Herz ein, nicht sein Gehirn; hingegen bewahrt man gern den Schädel der Dichter, Künstler und Philosophen.

* * *

Die Tugend erwartet ihren Lohn in jener Welt die Klugheit hofft ihn in dieser; das Genie weder in dieser noch in jener; es ist sein eigener Lohn. Demnach ist der Wille der ewige Theil, der Intellect der zeitliche.

* * *

Nur wer selbst viel Geist hat, wird den Geistreichen zu seiner Gesellschaft wünschen: seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften rich-

ten: denn auf diesen beruht seine eigene Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslischt.

* * *

Die Langeweile ist nichts weniger, als ein gering zu achtendes Uebel; sie malt zuletzt wahre Verzweiflung auf das Gesicht. Sie macht, daß Wesen, welche einander so wenig lieben, wie die Menschen, doch so sehr einander suchen, und wird dadurch die Quelle der Geselligkeit. — Wie die Noth die beständige Geißel des Volkes ist, so die Langeweile die der vornehmen Welt. Im bürgerlichen Leben ist sie durch den Sonntag, wie die Noth durch die sechs Wochentage repräsentirt.

* * *

Daß das Weib, seiner Natur nach, zum gehorchen bestimmt sei, giebt sich daran zu erkennen, daß eine Jede, welche in die naturwidrige Lage gänzlicher Unabhängigkeit versetzt wird, alsbald sich irgend einem Manne anschließt, von dem sie sich lenken und beherrschen läßt, weil sie eines Herrn bedarf. Ist sie jung, so ist es ein Liebhaber; ist sie alt, ein Beichtvater.

* * *

Alles ist nur so lange schön, als es uns nicht angeht. Das Leben ist nie schön, sondern nur die Bilder des Lebens sind es, nämlich im verklärenden Spiegel der Kunst oder der Poesie; zumal in der Jugend, als wo wir es noch nicht kennen.

* * *

Ein willkürliches Spielen mit den Mitteln der Kunst, ohne eigentliche Kenntniß des Zweckes ist, in jener, der Grundcharakter der Pfuscherei.

* * *

Der gute Wille ist in der Moral Alles, aber in der Kunst ist er nichts; da gilt, wie schon das Wort andeutet, allein das Können.

* * *

Genialität ist nichts Anderes, als die vollkommenste Objectivität, d. h. objective Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjectiven, auf die eigene Person d. i. den Willen gehenden.

* * *

Groß überhaupt ist nur der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein practisches oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht; sondern allein einen objectiven Zweck verfolgt: er ist es aber selbst dann noch, wenn, im Practischen, dieser Zweck ein mißverstandener, und sogar wann er, in Folge davon, ein Verbrechen sein sollte. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn, unter allen Umständen, groß.

* * *

Das Talent vermag zu leisten, was die Leistungsfähigkeit, jedoch nicht die Apprehensionsfähigkeit der Uebrigen überschreitet, daher findet es sogleich seine Schätzer. Hingegen geht die Leistung des Genies, nicht nur über die Leistungs-, sondern auch über die Apprehensionsfähigkeit der Andern hinaus; daher werden diese seiner nicht unmittelbar inne. Das Talent gleicht dem Schützen, der ein Ziel trifft, welches die Uebrigen nicht erreichen können; das Genie dem, der eines trifft, bis zu welchem sie nicht einmal zu sehen vermögen: daher sie nur mittelbar, also spät Kunde davon erhalten, und sogar diese nur auf Treu und Glauben annehmen.

* * *

Das meiste Gedächtniß hat Jeder für das, was ihn interessirt, das wenigste für das Uebrige. Daher ver-

gißt mancher große Geist die kleinen Angelegenheiten und Vorfälle des täglichen Lebens, im gleichen die ihm bekannt gewordenen unbedeutenden Menschen, unglaublich schnell; während beschränkte Köpfe das alles trefflich behalten; nichtsdestoweniger wird Jener für die ihm wichtigen Dinge und für das an sich selbst bedeutende ein stupendes Gedächtniß haben.

* * *

Ganz befriedigt durch den Eindruck eines Kunstwerkes sind wir nur dann, wann es etwas hinterläßt, was wir, bei allem Nachdenken darüber, nicht bis zur Deutlichkeit eines Begriffs herabziehen können.

* * *

Große Dichter verwandeln sich ganz in jede der darzustellenden Personen und sprechen aus jeder, wie Bauchredner; jetzt aus dem Helden, und gleich darauf aus dem jungen unschuldigen Mädchen, mit gleicher Wahrheit und Natürlichkeit: so Shakespeare und Göthe. Dichter zweiten Ranges, verwandeln die darzustellenden Hauptpersonen in sich: so Byron; wobei dann die Nebenpersonen oft ohne Leben bleiben, wie in den Werken der Mediokren auch die Hauptpersonen.

* * *

Der Mensch ist im Grunde ein wildes, entsetzliches Thier. Wir kennen es blos im Zustande der Bändigung und Zähmung, welche Civilisation heißt: daher erschrecken uns die gelegentlichen Ausbrüche seiner Natur. Aber wo und wann einmal Schloß und Kette der gesetzlichen Ordnung abfallen, und Anarchie eintritt, den zeigt sich was er ist.

* * *

Die Frage nach der Souveränetät des Volkes läuft im Grunde darauf hinaus, ob irgend Jemand ursprüng-

lich das Recht haben könne, ein Volk wider seinen Willen zu beherrschen.

* * *

Der Unterschied der Charaktere ist angeboren und unvertilgbar, dem Boshaften ist seine Bosheit so angeboren, wie der Schlange ihre Giftzähne und Giftblase und so wenig wie sie kann er es ändern.

* * *

Wie ein Botaniker aus einem Blatte die ganze Pflanze erkennt; wie Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier construirte; so kann man aus einer charakteristischen Handlung eines Menschen eine richtige Kenntniß seines Charakters erlangen, also ihn gewissermaßen daraus construiren; sogar auch wenn diese Handlung eine Kleinigkeit betrifft; ja dann oft am besten denn bei wichtigern Dingen nehmen die Leute sich in Acht; bei Kleinigkeiten folgen sie, ohne vieles Bedenken, ihrer Natur.

* * *

Wünschen, daß irgend ein Vorfall nicht geschehen wäre, ist eine thörichte Selbstquälerei: denn es heißt etwas absolut Unmögliches wünschen, und ist so unvernünftig wie der Wunsch, daß die Sonne im Westen aufginge.

* * *

Es gibt nur drei Grund-Triebfedern der menschlichen Handlungen; und allein durch Erregung derselben wirken alle irgend möglichen Motive. Sie sind:

a) Egoismus, der das eigene Wohl will (ist gränzenlos).
b) Bosheit, die das fremde Wehe will (geht bis zur äußersten Grausamkeit).

e) Mitleid, welches das fremde Wohl will (geht bis zum Edelmuth und bis zur Großmuth).

Jede menschliche Handlung muß auf eine dieser Triebfedern zurückzuführen sein; wie wohl auch zwei derselben vereint wirken können.

* * *

In jedem Andern ein mögliches Mittel zu unsern Zwecken, also ein Werkzeug zu suchen, liegt beinahe schon in der Natur des menschlichen Blicks: ob nun aber etwa das Werkzeug beim Gebrauche mehr oder weniger zu leiden haben werde, ist ein Gedanke, der viel später oder gar nicht nachkommt.

* * *

Unsern Zorn, selbst wenn er gerecht ist, besänftigt nichts so schnell, wie hinsichtlich des Gegenstandes desselben die Rede: „es ist ein Unglücklicher." Denn was für das Feuer der Regen, das ist für den Zorn das Mitleid.

* * *

Wie man das Gewicht seines eigenen Körpers trägt, ohne es wie doch das jedes fremden, den man bewegen will, zu fühlen, so bemerkt man nicht die eigenen Fehler und Laster, sondern nur die der Andern.

* * *

Wir betrügen und schmeicheln Niemanden durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst.

* * *

Die Freunde nennen sich aufrichtig; die Feinde sind es; daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntniß benutzen sollte, als eine bittere Arznei.

VI.

Als Schopenhauer seiner Mutter seine Abhandlung: „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ überreichte, scherzte sie; das ist wohl etwas für Apotheker. — „Man wird es noch lesen, entgegnete er, wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird!“ Sie gab ihm den Spott zurück: „Von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein!“

Und so schien es, doch kann es kaum befremden, daß Schopenhauer so lange ignorirt wurde; ignorirte er doch selbst Fichte, Schelling, Hegel, und alle die seit

Kant auf dem Gebiete gearbeitet und bezeichnete sie als Sophisten und Philosophaster, die wohl von, aber nicht für die Philosophie leben. War er doch ein Todfeind aller Kameraderien, ein geschworener Gegner alles Cliquenwesens, wie konnte er erwarten Anerkennung zu finden, wenn er die Anderen nicht anerkennen wollte.

Doch ist an Schopenhauer eingetreten was Herbart, wohl mit besonderer Rücksicht auf sein eigenes, so lange mißachtetes Streben im Jahre 1840 in's Gutenberg-Album geschrieben:

„Doch die Zeit, in Gunst und Ungunst wechselnd, sie bringt ja
Spät dem rechten Wort, was sie zuvor ihm versagt."

Als die reifende Zeit die Lüge der absoluten Philosophie inne geworden, griff sie auf jene Männer zurück, die sie ehedem überhört, während sie den Wortführern des Gegentheils gelauscht, und zog auch Schopenhauer aus der Vergessenheit.

Der Umstand, daß im Jahre 1839 die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim eine von Schopenhauer eingesandte Preisabhandlung: „Ueber die Freiheit des Willens" krönte und ihn zu ihrem Mitgliede ernannte, machte mehr auf Schopenhauer aufmerksam, als man es bis dahin gewesen.

Er gab diese Abhandlung später in Verbindung mit einer Andern „Ueber das Fundament der Moral," welche durch eine Preisaufgabe der königlichen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen hervorgerufen, aber nicht gekrönt worden war, unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik" heraus.

Hierauf folgte im Jahre 1844 die zweite um einen Band „Ergänzungen" vermehrte Auflage seines Hauptwerkes: „Die Welt als Wille und Vorstellung," und im Jahre 1847 die zweite, sehr erweiterte Auflage seiner Doctordissertation.

Schopenhauer's letztes Werk, dasjenige durch welches er am populärsten geworden, welches die Quintessenz seines Genies enthält und das Urtheil der „Revue contemporaine“: „Il n'est pas un philosophe comme les autres; c'est un philosophe qui a vu le monde,“ zunächst berechtigt erscheinen läßt ist „Parerga und Paralipomena, kleine philosophische Schriften“ — welches 1851 erschien.

Trotzdem und ungeachtet Herbart schon im Jahre 1820 Schopenhauer's Schriften zur Anregung des Nachdenkens und Stärkung des Interesses als im hohen Grade beachtenswerth empfohlen, blieben sie in der allgemeinen, wie in der speciell philosophischen Literatur unbeachtet und unerwähnt. — Man sucht Schopenhauer's Namen vergebens in den Beiträgen zur Charakteristik der neuen Philosophie von J. H. Fichte (1841), er ist unerwähnt von Biedermann und Chalybäus,

von H. Ulrici, Rixner und Schwengler und H. Ritter.

Zuerst berücksichtigt ward Schopenhauer in J. H. Fichte's „System der Ethik" und daselbst mit einer gewissen Rechtfertigung und Entschuldigung. Aber erst Erdmann hat in seiner Geschichte der neueren Philosophie (1853) in einer ausführlichen Darstellung des Schopenhauer'schen Systems auf seine Lehre hingewiesen.

Ein Aufsatz Frauenstädt's in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1848), war die Schwalbe die seinen anbrechenden Lenz verkündete.

Eine Recension in der „Westminster Review" über die „Parerga und Paralipomena" die ihn „einen der genialsten und lesenswerthesten Schriftsteller der Welt" nannte, und seine „metaphysische Kraft und Klarheit, wie sie seit Kant keiner mehr erreicht" rühmte, brachte glänzende Huldigung

aus dem Auslande. Damit war auch die Rinde gebrochen und von da ab, läßt sich eine Reihe der interessantesten Arbeiten über Schopenhauer und seine Philosophie, die bereits eine bedeutende Literatur bilden, verzeichnen. *)

---

*) Wir haben hier nicht den Raum näher auf die Schopenhauer-Literatur einzugehen, doch können wir uns nicht versagen, einige der interessantesten Werke die den großen Denker oder seine Lehre zum Gegenstande haben mit einigen Worten zu berühren. So wollen wir zunächst der beiden, biographisch im hohen Grade interessanten Werke von Schopenhauer's langjährigem Freunde Wilhelm Gwinner „Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt,“ und „Schopenhauer und seine Freunde“ — das erstere ein, in biographischer Hinsicht vielleicht — unerreicht dastehendes Monument — erwähnen, so wie auf die beiden — sattsam bekannten Arbeiten Frauenstädt's: „Arthur Schopenhauer. Von ihm über ihm, Memorabilien, Briefe, Nachlaßstücke“ und „Lichtstrahlen aus seinen Werken“ verweisen. — An Frauenstädt, der unbedingt gegenwärtig Schopenhauer's bedeutendster Schüler, reihen sich andere, wie Dr. Noak, Professor der Universität zu Gießen, der in seinem Werke „Propädeutik der Philosophie“ eine Systemisirung und Fortbildung der Sch.'schen Lehre versucht — ein in Anbetracht des kaum begonnenen Studiums des Philosophen selbst — vielleicht verfrühter Versuch. — Erwähnenswerth sind ferner: J. Kiv,

Von Literarhistorikern hat besonders Joseph Hillebrand in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart“ Schopenhauer's hohe literarische Bedeutung anerkannt, während Julian Schmidt von einem beschränkten Gesichtskreise aus, ihm den Namen eines Philosophen streitig machte, ihn lediglich als Schriftsteller bezeichnet wissen wollte.

Beachtenswerth dagegen ist Carl Gutzkow's Urtheil über Schopenhauer. Er

„der Pessimus und die Ethik Schopenhauer's“ — „Arthur Schopenhauer als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung,“ dargestellt von Adolf Corniel (1856). — „Die Schopenhauer'sche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet, von J. L. Bühr (1857). — „Schopenhauer's Philosophisches System dargestellt und beurtheilt von K. Seydel.“ (1857.)

Noch verweisen wir auf: „Ein Buch der Weltweisheit“ (1852 Leipzig bei Avenarius) int ressant, weil es seine Darlegung aller Systeme und Lehren mit einem Hinweis auf Schopenhauer schloß — sowie auf Reiff's „System der Willensbestimmungen“ (1842) und Plank's Schrift: „die Weltalter“ 1850 und 1851 — die ihrem Inhalte nach auf Schopenhauer's Philosophie basirt sind.

nennt ihn einen „Selbstdenker“ in dem man „einer ursprünglichen Denkkraft“ begegnet. Von Schopenhauer's letztem Werke, rühmt Gutzkow, daß man in demselben „eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken“ finde, so daß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, im höchsten Grade gebühre. Schopenhauer's Flecken, seine anmaßend erscheinende Polemik und seine Zuversicht, mit der er von der Anerkennung späterer Jahrhunderte spricht, lassen nach Gutzkow die „glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im Geringsten erblinden.“ Gutzkow empfiehlt Schopenhauer's Werk Jedem, „der sich einmal von dem üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition

u. s. w. losreißen und durch einen freien Geist, der über den Vorurtheilen schwebt, erquicken, oder wenigstens zu dem Muthe, im Wirrwarr unserer Verhältnisse und der nur künstlich aufrecht gehaltenen Lehren und Meinungen seine eigene Lebensanschauung zu behalten, stärken will."

Aber Schopenhauer ist nicht nur Philosoph sondern auch glänzender — ungewöhnlich genialer Schriftsteller mit glänzendem belletristischen Talent und mit vorwiegend negativer Wirksamkeit. Und nirgend ist dieser außerordentliche philophische Scharfsinn, mit einen so ungewöhnlichen schriftstellerischen Talente gepaart, wie bei ihm. — Bei ihm treffen die glücklichsten Umstände zusammen, ihm jederzeit eine Stelle ebenbürtig an Göthe's Seite zu sichern.

Schon als Knabe längere Zeit in Frankreich und England lebend, hat er sich durch fortgesetztes Studium eine Ver-

trautheit mit der Literatur dieser Länder und überhaupt eine Bekanntschaft mit den modernen Literaturen erworben, wie sie wohl keinem Philosophen eigen war. Dazu kamen noch sein hingebendes Studium des indischen Alterthums und der Urreligionen des Orients, die Kunstsammlungen Dresdens, der mehrjährige Aufenthalt in Italien, — ein vertrauter Verkehr mit Göthe — eigene poetische Begabung und das geistige Erbe der Mutter.

Den Ertrag dessen, was er aus Büchern gewonnen, hat er wenigstens auf das Doppelte erhöht, durch aufmerksame Beobachtung der Welt. Zu dieser hat ihm seine düstere, verbitterte Lebensanschauung vielfach den Blick geschärft.

Ueber all diese aus Lektüre und Empirie zusammenströmenden Schätze gebietet Schopenhauer's rühriger Geist mit staunenswerther Leichtigkeit, und er hat es verstanden seine Schriften mit denselben

in ebenbürtiger Weise auszustatten. Man lese nur einige Sätze eines seiner Bücher, und man fühlt sogleich den originellen bewältigenden Geist.

Dazu kommt noch, daß er kein Freund der demonstrativen Methode ist, die durch Spalten der Begriffe und lange Schlußverkettungen operirt; er liebt es seine Sätze inductiv aus der anschaulichen Welt zu entnehmen und so intuitive Erkenntniß zu vermitteln.

Daher die Frische und Lebendigkeit, das wahrhaft plastische seines Stils, in welchem die Fülle concreten Lebens das Grau der Abstraction in vollständiger Unterordnung hält.

VII.

Vierzehn Jahre waren seit dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung" spurlos vorübergegangen und Schopenhauer lebte auf sich beschränkt und zurückgezogen in Frankfurt. „Wer ein großes unsterbliches Werk vollendet hat, schrieb er im Jahre 1815, den wird die Aufnahme des Publicums und das Urtheil der Kritiker, so wenig kränken oder bewegen können, als einen Vernünftigen der ihm Tollhause umhergeht, das Schmähen und die Beleidigungen der Tollen. So lange freilich jener erstere die Menschen nicht kennt, und der letztere nicht weiß, wo er ist, wird es anders sein;

aber nach dieser erhaltenen Aufklärung nicht mehr."

Darum lebte er in Frankfurt wie ein Fremder und vermied jede Berührung mit Andern.

Er wohnte auf der sogenannten schönen Aussicht, unweit der Mainbrücke, in einer ebenerdigen Wohnung. Sein Studirzimmer machte den Eindruck der Bequemlichkeit und Ordnung. An den Wänden hingen zahlreiche Hundebildnisse, über dem Schreibtische stand neben einer Büste Immanuel Kant's — seine eigene, von der Bildhauerin Ney.

Aus den Fenstern des Studirzimmers sah man über den Main hinweg nach Sachsenhausen, wo jener gröbste Menschenschlag Deutschlands zu Hause ist, an welchem unser Mann, der selbst ein vollendeter Meister der Grobheit war, sein heimliches Wohlgefallen haben mochte. Wie ermuthigend und stärkend — sagt

L. Speidel — mußte für ihn ein Blick auf Sachsenhausen sein!

In der Wohnung selbst, ging es recht im Gegensatz zu dem ungestümen Naturell des Hauswirthes, sehr still her, denn so unbändig die Gedanken in seinem Kopfe hämmerten und explodirten — er war ein geschworener Feind alles Lärms, den Wagengerassel, das Quicken einer Thüre oder Miauen einer Katze zur Verzweiflung bringen konnten. So leise als die Pfoten seines weißen Pudels, trat die Haushälterin — ein alterprobtes Geräthe — auf und leise öffnete und schloß sie die Thüre, wenn sie den Herrn rief.

Auf seinen einsamen Spaziergängen begleitete ihn stets ein treuer Lebensgefährte, sein Pudel, wie er denn überhaupt von den Hunden besser dachte als von seinen Mitmenschen, was aus einer bereits citirten Stelle deutlich hervorgeht.

An dem 74. der Göthe'schen Venetianischen Epigramme:

Wundern kann es mich nicht, daß die Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund,

mußte Schopenhauer als Hundeliebhaber, ungeachtet seiner sonstigen Verehrung gegen Göthe, Anstoß nehmen, nicht weil er die Menschen den Hunden, sondern weil er die Hunde den Menschen gleichstellt. Er dichtete daher folgende Antistrophe:

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde verläumden:
Denn es beschämet zu oft, leider den Menschen der Hund.

Als Schopenhauer eines Tages zu seinem gewohnten Mittagstische kam, erzählte er nach einer, in Frankfurt umgehenden Anecdote: sein Hund sei auf dem Herwege ungeschickt gewesen, da habe Schopenhauer ihn mit den Worten gescholten: du Mensch! und der Hund habe sich sogleich geschämt und gebessert.

„Da muß man, erwiederte ein Tischnachbar, zu Ihnen wohl sagen, wenn man Ihnen artig sein will: „du Hund!" Diese Antwort, heißt es, habe Schopenhauer sehr übel genommen.

Er stellte sich selbst zu hoch über die Menschen und sah diese zu tief unter sich, um dem Umgang mit ihnen Einfluß auf seine Bildung und Gesittung zu gestatten. „Wohin man — sagte er, im Leben auch sich wende, trifft man sogleich auf den incorrigiblen Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, Alles erfüllt und Alles beschmutzt, wie die Fliegen im Sommer."

Die Menschen wenigstens beim Mittagsessen nicht zu meiden, vermochte ihn daher wohl auch nur der gute Appetit, der ihm nachgerühmt wird, und den er nirgends leichter, besser und wohlfeiler befriedigen konnte, als an der Wirthstafel. Als einstmals ein Mitgast sich auf

irgend eine Weise über diesen Appetit verwundert zeigte, warf Schopenhauer ihm die Worte zu: „Mein Herr, Sie wundern sich über meinen Appetit. Ja, ich habe dreimal so viel Appetit als Sie, aber auch dreimal so viel Verstand.“

Die Erklärung seines Charakters liegt in seinem Verkanntsein durch so viele Jahre, und in der auf sich selbst angewiesenen Tiefe seines Gemüthes. Schon in früher Jugend, erzählt Gwinner, nach seinen eigenen Worten, hatte er an sich bemerkt, daß während er alle Anderen nach äußeren Gütern streben sah, er sich nicht darauf zu richten hätte, weil er einen Schatz in sich trüge, der unendlich mehr Werth hätte als alle äußeren Güter und daß es nur darauf ankäme diesen Schatz zu heben, wozu geistige Ausbildung und volle Muße, mithin Unabhängigkeit, die ersten Bedingungen wären. Denn, sobald er zu denken angefangen,

habe er sich mit der Welt entzweit gefunden. Im Jünglingsalter sei ihm dabei oft bange geworden, den er habe gemuthmaßt, daß das Recht bei der Majorität sein werde. Nach zurückgelegtem 40. J. aber habe es ihm geschienen, daß er den Proceß in letzter Instanz gewonnen habe, und er habe sich höher gestellt gefunden, als er je zu muthmaßen gewagt, aber die Welt sei ihm leer und öde geworden. Sein ganzes Leben hindurch habe er sich schrecklich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: „Jetzt gib mir nur einen Menschen!“ Vergebens. Er sei einsam geblieben. Früh sei ihm der Unterschied zwischen ihm und den Menschen bewußt geworden, aber er habe gedacht: lerne nur erst hundert kennen und du wirst deinen Mann schon finden, dann aber unter tausend wirst du's; dann: zuletzt muß er doch kommen, wenn auch unter vielen Tausenden. — Von da ab

habe er allmälig ein „Einsamkeit blickendes Auge“ bekommen, sei systematisch ungesellig geworden und habe sich vorgenommen, den Rest des flüchtigen Lebens ganz sich selbst zu widmen und so wenig wie möglich davon mit jenen Geschöpfen zu verlieren, denen der Umstand, daß sie auf zwei Beinen gehen, das Recht gebe, uns für ihresgleichen zu halten.

Die Natur that ein übriges sein Herz zu isoliren, indem sie es mit Argwohn, Reizbarkeit, Heftigkeit und Stolz in reichem Maaße bedachte. Vom Vater angeerbt war ihm eine an Manie grenzende Angst, die ihn zuweilen bei den geringfügigsten Anläßen mit solcher Gewalt überfiel, daß er blos mögliches, ja kaum denkbares Unglück leibhaftig vor sich sah. Eine fruchtbare Phantasie steigerte diese Anlage manchmal ins Unglaubliche. Schon als sechsjähriges Kind fanden ihn die vom Spaziergange heimkehrenden Eltern

eines Abends in vollster Verzweiflung, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte. Als Jüngling quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Während er in Berlin studirte hielt er sich eine Zeit lang für auszehrend. Beim Ausbruch des Krieges 1813 verfolgte ihn die Furcht zum Kriegsdienste gepreßt zu werden. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee vergifteten Schnupftabak genommen zu haben. Jahrelang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalprocesse, vor dem Verluste seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erbtheilung seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf, und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat trug er eine fortwährende innere

Sorglichkeit in sich, die Gefahren sehen ließ, wo keine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm vollends den Verkehr mit den Menschen.

Seine Werthsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Oeconomie betraf, vertraute er der Landessprache an; er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Papiere als Arcana medica, die Zinsabschnitte besonders in alten Briefen und Notenheften und sein Gold unter dem Tintenfaße im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers

an, auch führte er stets ein ledernes Schiffchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen, nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluß. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden solle. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden. Daß er mit diesen und ähnlichen Kleinlichkeiten häufigen Anstoß erregte, vermochte ihn nicht zu bekehren.

Vergebens hatte ihn Chamisso in Berlin einst gewarnt, den Teufel nicht zu schwarz zu malen, ein gutes Grau sei ausreichend; die Wurzeln des Mißtrauens reichten zu tief in sein innerstes Wesen, zusammenhängend mit jenem exorbitanten Fremdlingsgefühl, dem unsäglichen Heimweh, das er in diese Welt mitgebracht und das ihm von Jahr zu Jahr die Brust mehr beklemmte.

VIII.

Am 20. Sept. 1860, befiel ihn Morgens nachdem er früher schon zuweilen beunruhigenden Krankheitserscheinungen ausgesetzt gewesen, ein heftiger Brustkrampf, so daß er auf den Boden fiel und sich die Stirne verletzte; den Tag über fühlte er sich frei und die folgende Nacht, verlief gut. Er war wie gewöhnlich aufgestanden, und hatte sich zum Frühstück gesetzt, als sein Arzt herein kam, und ihn auf den Rücken gelehnt, in der Ecke des Sophas sitzend, todt fand. Ein Lungenschlag hatte ihn schmerzlos dieser Welt entrückt; das Gesicht war unentstellt ohne die Spur eines Todeskampfes. Er hatte

sich nie einen leichteren Tod gewünscht. Wer sein Leben lang einsam gewesen, sagte er, werde sich auf dieses solitäre Geschäft besser verstehen als Andere.

Seinem Willen gemäß unterblieb die Section der Leiche. Das Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt, wurde sie am 23. September in einer Leichenkammer des Friedhofs in der Stille beigesetzt und erst am 26. Sept. feierlich beerdigt.

Sein Testament datirt vom 26. Mai 1852 mit einem Ergänzungs-Codicill vom 4. Februar 1859. Dem weißen Pudel, der ihn auf den Promenaden Frankfurts zu begleiten pflegte, und mit dem er Unterhaltungen führte, die nach seiner Behauptung belehrender waren, als die mit Schelling und Hegel, setzte er 300 fl. aus, mit der Bestimmung, daß derselbe zunächst seiner Haushälterin angeboten werden solle; wenn sie ihn nicht wollte, dem Dr. Gwinner; wenn auch dieser ihn refusire Herrn August

Kilzer, und wenn auch dieser: „einem Ehrenmanne der sein Andenken in Ehren halte."

Das Hauptvermächtniß seines Testamentes galt aber: „dem 1850 in Berlin gestifteten Fond „Nationaldank" zur Unterstützung des in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalid gewordenen preußischen Soldaten" sowie den Witwen und Waisen der Gebliebenen.

Das Erstaunen über diese Verfügung zu Gunsten des „Nationaldanks", dessen Begründer auch die der „Kreuzzeitung", war ein allgemeines. Manche sahen darin einen Act der Großmuth, andere einen der Ironie. Preußen war es, das ein Menschenalter hindurch die Philosophie Hegel's zur Staatsphilosophie erhoben und jene Methode des Todschweigens sanctionirt hatte, die jedem der mit Hegel in Wi-

derspruch lebte, noch verderblicher wurde als die Polemik, und dem auch Schopenhauer zum Opfer fiel. Und doch dieses Legat? —

Eine andere Ansicht trat dafür ein, daß sein letzter Wille ein Ergebniß seiner vollkommensten Ueberzeugung sei, und Schopenhauer habe einen Tendenznachdruck auf diese Verfügung gelegt.

Ein von Immergrün umrankter flacher Grabstein von schwarzem, belgischen Granit deckt seine Ruhestätte. Er weist nur die Worte auf:

„Arthur Schopenhauer"

„nichts weiter, kein Datum noch Jahreszahl, gar nichts, keine Sylbe," war Schopenhauer's eigener Wille. Dr. Gwinner hat dieses Denkmal getreu seinen Worten errichtet. Als er ihn fragte, wo er ruhen wolle, sagte er: „Es ist einerlei sie werden mich finden."

Und er täuschte sich nicht. Schopen-

hauer ist mit seinem Tode entdeckt worden. Nun ihn die Menschheit kennt wird sie ihn kaum mehr verläugnen. „Die Welt hat manches von mir gelernt, rühmte er sich selbst, was sie nie mehr vergessen wird.“

Sein Geist hat der Stirne unseres Jahrhunderts ein Stigma aufgedrückt, das keine Flut kommender Jahre weg zu tilgen vermag.

Wir erinnern uns der Worte L. Speidel's des geistreichen Feuilletonisten der Wiener „Presse“ der, vor Schopenhauer's Büste, von der Hand der Bildhauerin Elisabeth Ney den seltenen Mann trefflich charakterisirend geschrieben: „Gleicht dieser derbschulterige Mann, mit dem auf kurzem, sehnigen Halse sitzenden, stark vorgebeugten Dickschädel nicht außerordentlich einem Grobschmied, der eben auf ein Stück glühendes Eisen so grimmig loshämmert, daß rings die Funken stieben?

Liegt nicht Ruß auf dem Gesicht und sieht man nicht im Eifer der Arbeit das Schurzfell die Knie schlagen? Bei näherer Betrachtung des Kopfes will indessen dieser erste Grobschmieds Eindruck nicht Stich halten; aber etwas vom Feuerarbeiter bleibt dem Manne von dessen Schläfe und Stirn die gebüschelten üppigen Haare wie vom Luftzug bewegte Flammenzungen hinausfliegen."

Ja, etwas vom Feuerarbeiter, bemerkte eine Dame — etwas von einem Herostrat, der Feuer an den Tempel der Göttin gelegt — der nicht gebaut — sondern demolirt.

Ende.

Druck von Carl Finsterbeck in Wien.

(Fortsetzung des Prospectes von der vorigen Umschlagseite.)

So sind für die erste Serie:

Uhland, als der größte Lyriker und politische Dichter unserer Zeit; **Carl Vogt,** als der eifrigste Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit gegen physische Verdummung; **Lassalle,** als der Urheber der socialen Bewegung in Deutschland; **Dumas Sohn** als der Matador der modernen dramatischen Schule; **Rossini,** als eine der interessantesten schöpferischen Individualitäten im Reiche der Töne; **Arthur Schopenhauer,** als der Philosoph unseres pessimistischen Jahrhunderts; **Alex. Herzen,** als fanatischer Kämpfer für nationale Freiheit; **Gutzkow,** als der bedeutendste Repräsentant des deutschen Romanes; **Kaulbach,** als der hervorragendste Historienmaler der gegenwärtigen Kunstepoche; **Rich. Wagner,** als bahnbrechendes Talent auf dem Gebiete der dramatischen Musik; **Dawison,** als einer der bedeutendsten darstellenden Künstler der Gegenwart; und die **Gräfin Hahn-Hahn,** als typisch höchst interessante weibliche Individualität unserer Zeit ausgewählt worden, Namen, die gewiß durch ihren europäischen Ruf zu der getroffenen Wahl berechtigen.

Zur Vervollständigung des Gesammtbildes ist jeder der Biographien, die sämmtlich durch Gehalt und Ausstattung gerechten Anspruch auf das Interesse des gesammten gebildeten Publikums machen können, ein von künstlerischer Hand ausgeführtes Portrait beigegeben.

Die einzelnen Biographien erscheinen in selbstständigen monatlichen Heften von 5—6 Bogen, so daß nach Ablauf eines Jahres die erste Serie abgeschlossen sein wird.

Der äußerst niedrige Preis: 30 kr. ö. W. = 5 Sgr. jedes Heft, macht das Unternehmen zu einem, dem gesammten Publikum, zugänglichen.

Wurzbach, Alfred von

Zeitgenossen

Bd.: 6

1871